



Die Buche Drei Jahrzehnte später wieder »Baum des Jahres«

Wolf Hockenjos

Es ist wieder so weit: Der »Baum des Jahres 2022« ist verkündet. Und wieder hat es die Buche getroffen, botanisch korrekt: die Rotbuche (*Fagus sylvatica*), Deutschlands häufigsten Laubbaum. Schon einmal, im Herbst 1989, war sie gekürt worden. Was die Frage aufwirft, ob dem zuständigen Kuratorium, das diese Auszeichnung seit jenem Jahr vergibt, inzwischen die Baumarten ausgegangen sind angesichts der eher schmalen Palette mitteleuropäischer Baumarten. Wo doch die Eiszeiten und das Bollwerk der Alpen die Zahl der vor den Gletschern zurückweichenden und aus ihren Refugien wieder einwandernden Arten einst stark dezimiert haben – ganz anders, als wir es von den Rocky Mountains und den Anden auf dem amerikanischen Doppelkontinent kennen.

Oder gab es triftige Gründe, der bundesdeutschen Gesellschaft diese Baumart ein zweites Mal ans Herz zu legen?

»Die Buche hat zwei wichtige Botschaften in Zeiten klimatischer Veränderungen und extremer Wetterbedingungen«, erklärt Stefan Meier, Präsident der »Stiftung Baum des Jahres« in einer Pressemitteilung, »deshalb haben wir uns dafür entschieden, die Art ein zweites Mal zu wählen«. Zwar gelte die Buche als äußerst robust, desto schockierender seien die Schäden an den Altbuchen im Trockenstress der drei zurückliegenden Jahre gewesen. Andererseits gebe es jedoch auch Hoffnung: Selbst wenn dem Altbestand noch so stark zugesetzt worden sei, bedeute das nicht, dass auch die Jungbäume ebenso stark leiden. Die jüngeren Rotbuchen würden sich sogar an die veränderten klimatischen Bedingungen anpassen können. Vor drei Jahrzehnten habe das Waldsterben den Ausschlag gegeben für die Wahl, diesmal der alle anderen Themen haushoch überlagernde Klimawandel.

Das sogenannte Waldsterben als German Angst?

Ach ja, wir erinnern uns, 1990 war die Waldsterben-Diskussion eben wieder am Abflauen und die »neuartigen Waldschäden« wurden von den Medien inzwischen sogar in Anführungszeichen gesetzt als »sogenanntes Waldsterben«, als Indiz heillos übertriebener »German Angst« abgetan. Denn schon hatten wieder andere Themen die Schlagzeilen geliefert: die Nachwirkungen der Havarie des Atomreaktors im ukrainischen Tschernobyl und der Fall der Mauer. Derweil hatten sich im Wald draußen die Orkane Vivian, Wiebke & Co. ausgetobt und in der Forstwirtschaft ein erstes Umdenken eingeleitet, eine Wende weg von den labilen Nadelholz-Monokulturen, hin zur »naturnahen Waldwirtschaft«, in der auch der Buche, der »Mutter des Waldes«, wieder ein höherer Stellenwert zugedacht war. War die Gewalt der Stürme womöglich Folge der anthropogen aufgeheizten Wetterküche des Atlantiks? Das waldschädliche Schwefeldioxid (SO_2) des sauren Regens hatte sich durch ein paar Verordnungen zur Entschwefelung der Schloten, die Stickoxide (NO_x) durch Einführung des Katalysators wirksam verringern lassen, doch wie sah es mit dem zur Assimilation ja benötigten, nun aber in Verdacht geratenen Treibhausgas Kohlendioxid (CO_2) aus? Im Vergleich mit den globalen Bemühungen um ein Verdikt fossiler Verbrennung war die Reduzierung des Schwefeldioxids fast noch ein Kinderspiel gewesen.

Neuerdings – drei Jahrzehnte später – ist das Waldsterben wieder aus der Versenkung hervorgeholt worden, diesmal als »Waldsterben 2.0«: Nach drei trockenheißen Sommern mit wahrhaft spektakulären Schäden, von denen insbesondere die Nadelhölzer betroffen waren, vorneweg die Fichten, die zudem von Borkenkäferkalamitäten heimgesucht worden sind. Aber auch die Laubbäume, nicht zuletzt die Buchen, wiesen plötzlich Trocknisschäden auf, zumal auf sonnseitigen und flachgründigen Standorten sowie nach allzu heftigen Auflockerungen des Kronendachs und erst recht entlang von Kahlschlägen.

Wie die Waldökosysteme funktionieren

Wo selbst im niederschlagsreichen Schwarzwald Bäume verdursten, weil der Wasserhaushalt nicht mehr stimmt, gewinnt der Winterniederschlag an zusätzlicher Bedeutung. Kein Wunder, dass in der heftig entbrannten Diskussion um die Widerstandskraft (Resilienz) der Waldökosysteme in Zeiten des Klimawandels und um die fällige Anpassung der Waldwirtschaft die Beimischung winterkahler Baumarten, wie auch die Bevorzugung reiner Laubwälder immer lauter gefordert wird. Denn deren Kronen fangen Schnee und Regen nun einmal weniger ab und transpirieren auch nicht den Winter über wie immergrüne Nadelbäume. Der Blattabwurf bekommt auch den Waldböden mitsamt der unterirdischen Mikrobienwelt besser als



Trockenschäden (vorzeitige Braunverfärbung)
bei Gschwend im Wiesental, Sommer 2019

die saure Nadelstreu von Fichten. Was wiederum den Mykorrhizapilzen an den Feinwurzeln der Bäume zugute kommt, die für deren Wasser- und Nährstoffversorgung zuständig sind. Auch die Wasserrückhaltefähigkeit der Wälder verbessert sich so, ein entscheidender Vorteil angesichts katastrophaler Starkniederschläge. Womit sie letztlich auch mehr CO₂ zu speichern vermögen, sofern nicht alsbald wieder ein Sturmwurf oder gar ein Kahlschlag droht, Ereignisse, die das Treibhausgas (auch als noch klimaschädlicheres Methan und Lachgas) wieder in die Atmosphäre entlassen. Wo es dies zu vermeiden gilt, sind Schatten ertragende Buchen, aber auch Weißtannen mit ihrer milden Streu und ihrem tiefer reichenden Wurzelwerk, wie sie für ungleichaltrige Bergmischwälder charakteristisch sind, zweifellos im Vorteil; allemal erfüllen sie die den Wäldern zugedachte Funktion als Kohlenstoffsenken (mit 8 bis 10 Tonnen je Jahr und Hektar) besser als die »Holzfabriken« gleichwüchsiger Nadelbaumbestände. Unstrittig ist, dass Deutschlands Wälder ursprünglich zu weiten Teilen von der Buche beherrscht wurden – selbst in spätfrostgefährdeten Regionen wie der Baar, die fälschlicherweise einst sogar als von Natur aus buchenfreie Zone eingeschätzt worden ist. Fichten und Kiefern hingegen, die im östlichen Schwarzwald noch immer dominieren, waren einst nur auf wenige Sonderstandorte (an Moorrändern, auf Fels und in den höchsten Waldlagen) beschränkt. Weil die Bundesrepublik in Europa als Verbreitungszent-

rum der Rotbuche gilt, wurden 2011 fünf deutsche Buchenwaldgebiete zu UNESCO-Weltnaturerbe erklärt. Umso lebhafter beklagt die Naturschutzseite allzu bescheidene Laubbaumanteile in den Wirtschaftswäldern, vor allem aber das Fehlen alter Wälder mit starken Dimensionen und hohem Totholzanteil. Die Forstwirtschaft erntet das Laubholz halt viel zu früh, sodass Spechte, Höhlenbrüter und holzbesiedelnde Pilze (wie der für Buchenwälder charakteristische Zunderschwamm) nahezu chancenlos sind. Kein Wunder, dass sich neuerdings sogar der Ampelkoalitionsvertrag des Themas angenommen hat.¹

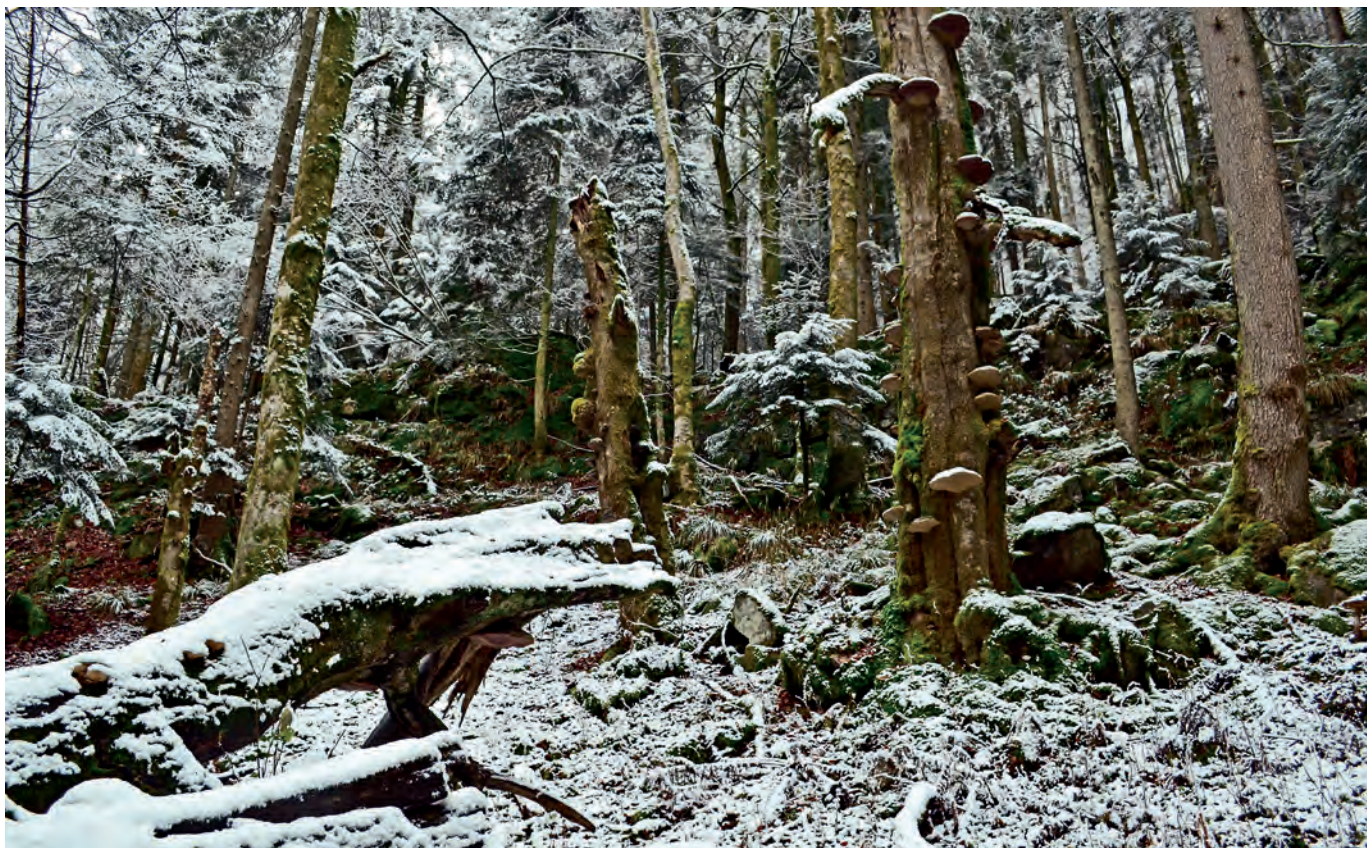
Umgekehrt argumentiert die Forstseite, dass nicht zuletzt der vom Holzmarkt und der Möbelbranche verschmähte Rotkern zu frühzeitigem Buchen-Einschlag zwingt und die vollmechanisierte Holzerntetechnik verweigere sich bei allzu starken Dimensionen. So bleibt es einstweilen bei viel zu wenigen Waldreservaten, in denen die Bäume alt werden dürfen, wiewohl die Bundesregierung bereits 2007 in ihrer »nationalen Strategie zur biologischen Vielfalt« (Biodiversitätsstrategie) bis 2020 fünf Prozent unbewirtschaftete Waldwildnis als Ziel vorgegeben hatte.

Interessen der Holzwirtschaft

Die Waldwirtschaft verzeichnet indessen, seit die Schadholzberge abgetragen sind, einen boomenden Nadelholzmarkt mit steigenden Roh- und Schnittholzpreisen: Der (Nadel-)Holzbau wird zusehends attraktiver, seit im Kli-



Fichten-Pleite am Sommerhang des Präger Kessels



Im »Mehrgenerationenhaus« des naturnahen Bergmischwalds (Bannwald Zweribach)

mawandel auch die CO₂-Bilanz der Baustoffe hinterfragt und damit vermehrt »Nadelholz der kurzen Wege« aus heimischen Wäldern verlangt wird. Zugleich fördert der globalisierte Markt den Bauholzexport nach USA und China und heizt so den Boom weiter an – sehr zur Freude der küstennahen Großsägewerksbetreiber und des Holzhandels.

Kein Wunder also, dass die Bevorzugung von ungleichaltrigen Buchen- und Mischwäldern an Stelle von reinen Nadelholzplantagen nicht überall auf Gegenliebe stößt. Befürchtet wird eine Verknappung des Bauholzes, je mehr Waldökologen und Klimaschützer das Sagen haben. Dabei ist längst klar, dass auch in der Waldwirtschaft neue Prioritäten gesetzt werden müssen; dass es gilt, den Wasserhaushalt und die Bodenfruchtbarkeit zu verbessern durch Unterlassung von Kahlschlägen und Förderung der Laub-

baumbeimischung. Vor exakt 30 Jahren hat ein Stuttgarter Ministerialerlass endlich das (für den öffentlichen Wald geltende) Femel- oder Plenterverbot des badischen Forstgesetzes von 1833 offiziell aufgehoben. Einstmals hatten das Verbot der unkontrollierbaren (einstammweisen) Plenternutzung und an deren Stelle der gleichwüchsigen Altersklassenwald als probate Mittel gegolten, die nachhaltige Holzproduktion sicherzustellen und »das Gespenst der Holznot« zu vertreiben. Doch nie war die Forderung nach sich selbst erneuerndem Dauer-, Plenter- oder Femelwald an Stelle von ackerbauartig bewirtschaftetem Forst, nie war eine naturnahe Waldwirtschaft zeitgemäßer als unter dem Vorzeichen des Klimawandels – wie geschaffen für die nachhaltige Förderung und Wertschätzung der Rotbuche, des Baums des Jahres 2022.

Über den Autor

Wolf Hockenjos, Jahrgang 1940, lebt in Donau- eschingen und war Leiter des staatlichen Forstamtes Villingen-Schwenningen sowie Waldreferent des Landesnaturschutzverbandes. Er verfasste mehrere Bildtextbände zu Wald- und Naturschutzthemen. Den SH-Leserinnen und Lesern ist er durch eine Vielzahl von Beiträgen bekannt.

Anmerkung

1 »Wir stoppen den Einschlag in alten, naturnahen Buchenwäldern im öffentlichen Besitz«, heißt es im Koalitionsvertrag 2021–2025 von SPD, Bündnisgrünen und FDP.